Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 14

Artikel: An Heines Grab
Autor: Zinniker, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669290

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tränen flossen über meine Wangen —
Ach, was soll mir Ruhe und Besitz!
Aufgewühltes, wildes Fernverlangen
Traf mich wie ein sommerlicher Blitz.
Wandrer einst wie du — ward ich zum Siedler;
Schwere schlug mich tief in ihren Bann —
Lehr' mich wieder, waldumrauschter Fiedler,
Daß auch meine Seele,
Frei von Fehle,
Wie die trunknen Amseln singen kann!

Heinrich Anacker.

An Heines Grab.

Von Otto Zinniker.

In dem herrlichen ausgedehnten Park, der rings das Hotel in Cherbourg umgab, geriet ich in so muntere Laune und schwand der gestrige Abschiedstag so weit zurück, daß ich hätte jauchzen und singen mögen. Und wie ich so ging, der schönen Stunde ganz hingegeben, da fielen mir auf einmal jene Verse ein, die ich vor Wochen irgendwo gelesen und nach denen ich gestern vergeblich gesucht hatte; jene paar Verse von Heinrich Heine, in denen er alles sagt, was meine Schwester und mich beim gestrigen Abschied betraf:

Wenn zwei von einander scheiden,
so geben sie sich die Händ',
und fangen an zu weinen,
und seufzen ohne End'.
Wir haben nicht geweinet,
wir seufzten nicht Weh und Ach!
Die Tränen und die Seufzer,
die kamen hintennach.

Ich fühlte wieder, wie schlicht, wie fein, wie meisterhaft die Wahrheit treffend das gemacht war; spielerisch hingeworfen gleichsam und doch gemeißelt für immer, wie nur eben er, der dort in Paris, es konnte. Es meldete sich noch mehr im Schlendern, noch mehr von ihm; das eine rief dem andern. Ich rezitierte mich gleichsam in jene seltsame Heinesche Atmosphäre hinein, die bald von düsterer Schwermut und bald von witziger, unbändiger Ironie überfließt. Das erste fügte sich zum schon entschwundenen Gestern, das zweite legte sich zum frohen Heute, zum übermütig leuchtenden Dezembertag. So war es Heinrich Heines riesengroßer Schatten, der mir zuerst begegnete, als ich Frankreichs Boden betrat. Und ich beschloß, ihm zu folgen, nach Paris zu gehen und auf dem Montmartre des Dichters Grab zu besuchen.

Der Tag nach meiner Ankunft in Paris war ein Sonntag im Dezember. Und mein erster Besuch galt Heines Grab. Aber es eilte mir nicht; denn auf den Friedhof geht man am Abend, wenn die Gedanken müde sind und nur noch die Gefühle walten, die Tote aufzuerwecken vermögen. Ein untergehender Dezembertag, wenn in den Straßen der Stadt der Nebel braut und der Montmartre noch im Lichte steht, das ist die richtige Zeit, das gibt die rechte Stimmung dazu.

Im Parke von Cherbourg war es nicht das erstemal, daß ich den Wunsch verspürte, an Heines Grab zu gehen. Er reicht viel weiter zurück; er reicht zurück in jene Zeit, da ich Gedrucktes nicht nur zu lesen, sondern auch zu verstehen begann. Neben der Geschichte des Burenkrieges, neben Schillers „Wilhelm Tell" und dem „Don Carlos" waren es bald die berühmten und noch lange nicht abgegriffenen Schulbuchballaden von Ludwig Uhland und Heinrich Heine, die mir einen unauslöschlichen, das ganze spätere Leben bestimmenden Eindruck machten. An „Belsazer" fühlte ich zum ersten Mal, daß Poesie etwas Besonderes, etwas Großartiges, Feiertägliches, ja Heiliges sei. Der schreckliche König, die feige Schar der Knechte, die goldenen Becher voll feurigen Weins, die Magier, die Rache, die ganze orientalische Pracht und der Schauer hatten es mir angetan. An dieser Ballade, an dieser knappen, mit Farbe und Glut gefüllten und bis zur höchsten Gewalt gesteigerten Sprache, an diesem Wechsel von Lärm und Leichenstille, von allmählichem Aufflackern und plötzlichem Verlöschen spürte ich auch bewußt zum erstenmal die wunderbare Schönheit einer künstlerischen Form. Es war die reinste und herrlichste Verehrung, die ich jemals einem Dichter zollte. Der Lehrer erzählte uns von Heines Leben, seinem Exil in Paris, seinem langen, qualvollen Siechtum und dem schließlichen erlösenden Tod; er erzählte uns, wie Heinrich Heine auf dem Krankenlager das Tiefste und Ergreifendste schrieb, wie er in seinen letzten Tagen behütet war von einer Frau, die ihn liebte wegen seiner Kunst. — Was Wunder, daß in uns jung Begeisterten der Wunsch aufkeimte, das Grab eines solchen Dichters dereinst zu besuchen!

Heute wurde mein Wunsch erfüllt.

Im Vorgefühl einer feierlichen Andacht zog

ich durch die Straßen von Paris, besah mir dies und jenes, stand da und dort vor einer Auslage still und ließ mich vom Gewoge des Verkehrs an diesem Sonntagmorgen aufs neue weitertreiben. Weihnachtsstimmung, Geruch von gebratenen Kastanien lag in der Luft. Durch Zufall geriet ich in die Avenue de l'Opéra, zum Palais Royal, zum Louvre und in den Jardin des Tuileries hinaus, der selbst im Winter seine sommerliche Schönheit ahnen läßt.

Erst gegen drei Uhr, als schon der Abend einfiel und die ersten Lichter entzündet wurden, begann ich vom Boulevard des Italiens nach Norden zu marschieren. Abgeirrt von der geraden Richtung, etwas ermüdet und durchfroren stieg ich zur Eglise de Sacré Coeur hinauf. Paris lag im Nebel. Mit mattem Schein ging drüben die Sonne zur Neige. Der Wind pfiff da oben und biß durch die Kleider. Ich trat in die Kirche und wärmte mich. Und vielleicht war das keine so schlechte Tat, als Vorbereitung zu einem Besuch an Heines Grab. Ich nahm den Weg wieder auf und erreichte endlich durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen, die man bei Nacht nicht gern betreten möchte, mein eigentliches Ziel, den Cimetière de Montmartre. Ein Kustos nannte mir Abteilung und Nummer von Heines Grab. In der Dämmerung war es trotzdem nicht leicht zu finden. Ich erinnerte mich einer zeichnerischen Darstellung des mit Heines Büste gekrönten Grabsteines, der alles im Umkreis überragte. Statt dessen fand ich ein kleines Monument über einem einfachen Grab, das sich durch nichts von den andern unterschied. Die Zeichnung hatte übertrieben. Ein großes Gepränge lag nicht im Wesen Heinrich Heines. Hatte er doch sogar auf die Abdankungsrede eines Geistlichen, gleichviel welcher Konfession, verzichtet und testamentarisch bestimmt, daß er auf dem Montmartre, unter der ärmsten Bevölkerung von Paris, begraben werde.

Auf dem Friedhof war kein Laut, kein Mensch. In solcher Stille steigt der Schatten der Toten aus den Gräbern und setzt sich auf letzte Blätter im Wind. Ich war allein mit Heines Geist, stand da in Ehrfurcht und stammelte Worte des Dankes für alles Schöne, womit er uns beschenkt. Ich hob hervor und nannte es beim Namen, was ich am höchsten schätzte und am meisten liebte. Am Rascheln im Wind vernahm ich, daß er lauschte. Ich weiß nicht, wie mir war; ich spürte nur: es war eine Stunde inneren Gehobenseins, des Gebetes, des Verweilens im Ewigkeitshauch eines von Gott Begnadeten. Nur Heines Schale ist tot. Sein Geist aber lebt auf dieser Welt und wirkt durch Jahrhunderte fort. Auch Goethe lebt, gewaltiger als damals, als er lebend war. Auch Shakespeare, Michelangelo, sie beide leben in ihrem Werk. Das ist das Leben nach dem Tod, die große Gerechtigkeit, die nur den Wenigen beschieden ist.

Es ist ein seltsamer Kontrast: Ewigkeitsatem zu spüren an diesem Grab und doch zugleich getroffen zu werden von einem finster-grüblerischen Blick aus Heines Büste auf dem Postament. Nicht nur der Kummer seiner letzten Jahre spricht aus diesen Zügen: es liegt darin der ganze Weltschmerz und die ganze Zerrissenheit von Heines Leben, die ihren Niederschlag fand in seiner Poesie. Man fühlt sich von diesem Blick gebannt und gefragt, ob denn das Opfer der Mühe wert gewesen und ob man ihn ganz verstanden habe. Wir Heutigen sagen ein festes Ja. Was seine Zeitgenossen, was Deutschland ihm so lange nicht verzeihen konnte, das fällt dahin. Der Spott über den Absolutismus und die „schlafenden Monarchen" ist bestätigt durch unser Jahrhundert. Heines prophetische Gebärde hat sich erfüllt. Die Feindschaft, von der er wußte, daß sie noch über seinem Grabe dauern werde, ist vorbei. Seine Lieder überstrahlen alles und erheben sich heute reiner als je über allen Kampf. Es ist die feinste Genugtuung, zu wissen, daß das Werk eines solchen Geistes besteht und gegen alle Stürme der Zeit gefeit ist.

Freude erfüllt mich ob der sorgfältigen Pflege, die man dem Grab des deutschen Dichters auf dem Montmartre angedeihen läßt. Eine Lorbeerranke zeugte davon, daß dann und wann ein von Poesie Ergriffener an diese Stätte pilgert, um hier ein stilles Zeichen seines Dankes niederzulegen. Im letzten Schimmer des versinkenden Tages entdeckte ich auch die Grabinschrift, die sich der große Sänger als herrlichste Versöhnung mit der Welt und mit dem Leben selber prägte:

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich einst in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand,
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin, mich wird umgeben
Gottes Himmel dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

Ich kritzelte das zu drei Seiten in die Grabplatte gemeißelte Gedicht, diese edelste Perle Heinescher Kunst, mit kältestarren Fingern ins Notizbuch und entfernte mich.

Belsazer.

Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh lag Babylon.

Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben in dem Königssaal
Belsazer hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht;
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Glut,
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech und lästert wild!
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick.
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis am Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

„Jehova! Dir künd ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!“

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand;

Und schrieb nnd schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer — und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks dasaß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazer ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Heinrich Heine.

Drei Fragen.

Von Leo N. Tolstoi.

Es lebte einmal ein König, der dachte, es könnte ihm nichts mißglücken, wenn er immer die Zeit wüßte, in der sein Werk zu beginnen hätte, wenn er ferner wüßte, mit welchen Menschen er sich einlassen und mit welchen er sich nicht einlassen dürfte, vor allem aber, wenn er immer wüßte, welches Werk das wichtigste wäre. So dachte der König. Darum ließ er in seinem Reiche verkünden, er wolle denjenigen reich belohnen, der ihn lehren würde, wie man für jedes Werk die rechte Zeit herausfinden könnte, wie man erkennen könnte, welche Menschen die unentbehrlichsten sind, und wie man sicher wissen könnte, welches Werk vor allem das wichtigste sei.

Nun kamen gelehrte Männer zu dem Könige gegangen, und alle antworteten verschieden auf seine Fragen.

Seine erste Frage beantworteten die einen so: Um für jedes Werk die angemessene Zeit zu wissen, müsse man vorher eine Einteilung nach Tagen, Monaten und Jahren aufstellen und sich streng an das halten, was man für den einzelnen Tag festgesetzt habe. Dann meinten sie, wird jedes Werk zur rechten Zeit durchgeführt werden. Andere meinten, man brauche nicht im vorhinein festzustellen, welches Werk zu welcher Zeit zu geschehen habe, und man dürfe nicht mit leerer Spielerei die Zeit hinbringen und müsse stets auf alles achten, was geschieht, und dann